

[Nachdruck verboten.]

Neunzig Jahre des Kaisers Wilhelm.

Von Karl Pröll.

(Zum 22. März 1887.)

I.

Es dürfte künftige Generationen in die Stimmung eines Märchenheims versetzen, wenn sie die Chronik unserer Tage durchflättern und daraus die Kunde entnehmen werden von dem wiedergeborenen Reich der deutschen Nation, dessen stichtaglicher Kaiser bis zur höchsten Altersgrenze Schimmer und Watter unserer verjüngten Volkstrait gewesen.

Kaum glaublich wird es diesen Epigonen erscheinen, daß der Mann, welcher dem Jahrhundert leibhaftig in das Auge gesehen, von der ungeheuren Lebensarbeit nicht ermüdet, vielmehr emporgehoben wurde zum Vollgenuß irdischen Ruhmes und jener stilleren Freude, welche aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und redlich erworbener Liebe in allen deutschen Herzen hervorquillt.

Dem nicht nur, wo das Reichsammer mit dem schwarzen Adler flattert, wird man Kaiser Wilhelm bei seinen neunzigsten Wegegast mit dankbarer Nüchternung gedenken. So weit die deutsche Zunge klingt, ist er zum Wacker unseres Thätigkeits, zum Inbegriff nationaler Treue, zum Symbol des triumphirenden Germanentums geworden. Daran kann nichts ändern sein beschiedener Sinn, der sich stets nur als Nützlich in höherer Hand, als Vollzieher treuender Mächte und der historischen Schickung betrachtete.

Doch nicht zu preisen sind wir da, nachdem die schlichte Wahrheit laut genug spricht. Es gilt vielmehr die Bedeutung dieses Maßfinders der deutschen Einheitsbewegung geschichtlich zu erfassen, sich nochmals kurz zu vergegenwärtigen, wie er zu seiner Mission gelangt und wie er dieselbe erfüllt. Als Ahnherr aller stolzen Zukunftshoffnungen, welche ein deutsches Gemüth beglücken können, wandelt er jetzt noch unter uns herum, nimmt begehrter Huldigungen lebenswändig entgegen. Das soll uns nicht hindern, den Maßstab an seine Größe zu legen.

Wir glauben eben so wenig, daß die innere Entwicklung der Völker nur durch äußerliche Persönlichkeiten, als daß sie allein durch Ideen und vordringende Interessen erfolge. Weder der Heldenkultus, weder die Gedanken-Abnötigung, noch der Götzenkult der beglücklichen Menschentriebe lösen die Räthsel dieses Entwicklungsprozesses. Eine Führerschaft giebt es kein Zielstreben, ohne Ideen keinen geistigen Zusammenhalt und ohne die Machtfaktoren des Staates keine Waffen im Dienstestampfe um die höchsten Güter wie um die bescheidene Einzelglückseligkeit. Und wenn die Ideen sich meistens als Bahnbrecher antäufeln, so sind doch erst Thatsache und Thatwille im Kreise gealterter Interessen herren, dem Gemeinwesen eines Volkes seltschen Odem einzubringen und das Antlitz der Zeit zu verändern.

Indem wir flüchtig die Lebensgeschichte des großen Julius an uns vorüberziehen lassen, wollen wir vor Allem einen Blick auf die leitenden Ideen werfen, durch die er lebendig oder gefördert worden, aber auch jene Thaten nicht vergeßen. Wunderbarer noch als sein reiches Alter wird uns erscheinen, wie rasch in diesem Zeitraum verändernde Tendenzen einander abgelöst haben.

In die Kinderzeit des preussischen Fürstensohnes wirft der Gedanke der Unversäherlichkeit, der Unterwerfung der Kulturvölker unter den Willen eines Einzigen seinen Interen Schatten hinein. An den Namen des ersten Napoleon, des kühnen militärischen Abenteurers mit dem eigenen Gewissen, knüpft sich jene erdbebenhafte Durchsundermittlung aller bestehenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse, in welche die französische Revolution ausging und um ihre Errungenschaften sich betrogen fand. Preußen lag unter den Füßen des Siegers, ein kaum zehnjähriger schwächlicher Knabe vernahm in Schwedt die Worte seiner Mutter, der königlich denkenden Luise: „Ich sehe ein Gebände an einem Tage zerstört, für dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Nicht künftighin, wenn ich nicht mehr lebe, diese Stunde in euer Gedächtnis zurück. Aber begnügt euch nicht mit Thränen. Handelt, entwickelt eure Kräfte. Vielleicht löst Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf, der Erniedrigung, worin es schmachtet! Werdet Männer und getzet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden! Klammert ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebengten Staat nicht wieder aufrecht, so lacht den Tod, wie Louis Ferdinand ihn gefunden hat.“

Diese Worte, in welchen schon der Sturmhauch der Freiheitskriege weht, welche die Schmach von Jena und den kränklichen Imperator vernichten sollten, haben daumendenden Eindruck auf das Gemüth des Prinzen Wilhelm, wie auf den träumerischen Geist des zur Chronologie bestimmten Kronprinzen Friedrich Wilhelm gemacht. Die Offiziersuniform, welche Ersterer 1807 als Neunzehnjähriger von seinem Vater, Friedrich Wilhelm III. erhielt, war ihm bloß ein ungeliebter Schmuck. Vielmehr verfür-

verten sich in Prinz Wilhelm die Traditionen der militärischen Befähigung und kriegerischen Tüchtigkeit immer mehr, welche den strengen Pflichtbegriff in sich schloßen, das Vaterland wehrfähig zu erhalten. 1814 erhielt er bei Bar-sur-Aube die Generaltaufe, zog mit dem Vater in Paris ein und begleitete ihn zur freien Huldigung des englischen Volkes nach London.

Die Nationalitätsidee, welche bei dem ungeheuren Ringkampf mit Napoleon zum erstenmal an den Schild geblieben und dessen entgegengesetzten Despotismus gestützt hatte, mag den jungen Prinzen wohl auch flüchtig berührt haben. Doch lagte sein konzentriertes Streben vor Allem den militärischen Wirkungskreis voll zu erfassen. Als diese Idee nach dem Wiener Congresse von den dynastischen Interessen in den Hintergrund gedrängt, ja militärisch verfolgt wurde, durfte der junge Soldat sich wenig um diese Ablenkung der deutschen Entwicklung aus ihren natürlichen Bahnen gekümmert haben. Dagegen sann er unaufhörlich auf die Erhöhung der Machtfaktoren des preussischen Staates, welche schließlich in den Dienst der nationalen Einigung gestellt wurden. Damals hand er als Königssohn bei der Krönung des Jaren Nikolaus I. noch im Banne der rasch alternden Tradition byzantinischer Kaiserthronerbschaft, bei welcher „heiligen Allianz“ nach der Stimme der Völker nicht gefragt wurde.

Kurze Zeit nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar suchte die französische Juli-Revolution mit heiligen Schlägen an die Pforten des europäischer Absolutismus. Der Gedanke der Theilnahme des Volkes an der Regierung, seines Mitwirkens bei der gesetzgeberischen Arbeit, so unvollkommen er auch in Frankreich in Erscheinung trat, zog die freieren Geister allerwärts an. Ja derselbe schien in Deutschland eine Zeit lang selbst den historischen Imperator, endlich ein nationales Staatswesen aus den paritätischen Trümmern wieder zu erwecken, mit dem Verlangen nach konstitutioneller Regierungsform anzuklopfen. Doch war in dem Gewebe doktrinärer Anschauungen, welche ein nach politischer Betätigung dürftendes Volk an seine trockenen Lippen presste, noch immer die rotte Farbe der Einheitsbewegung zu entdecken; aber überfort von dem romantischen Aberglauben, daß allein Ideenmächte das Erlösungswunder vollbringen und die Gebreden nationaler Dynamik und Herrschenheit heilen können.

Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 die preussische Krone übernahm, schielte mit ihm diese politische Romantik, freilich in Grundgedanke der Monarchie, den Thron. Ja der Idee, welche der neue König vor dem Berliner Schloße beim Empfang der Kaiserkrone fest, behielt er, daß die Preußen der Schick geworden für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands; allein an die kräftige Erfüllung dieser Mission dachte er nicht. Die Kriegsdrohungen Frankreichs, das damals unter Thiers Führung wieder mit der „Glorie“ spielte, hatten dem nationalen Bewußtsein einen Anstoß gegeben und das junge Dichtergeschlecht dieser Tage kündete vornehm die Erfüllung der Einheitspflicht an. Gleichzeitig ergab sich jedoch Friedrich Wilhelm IV. immer mehr einem rückwärtschauenden staatsrechtlichen Mysticismus, der ihn unfähig machte, mit fester Hand das Staatsleben dem Geiste der Zeit anzupassen. Auch einer von gegenreformatorischen Gelüsten entsprechende Auflehnung der Ultramontanen gegenüber zog er den Kürzeren und Orthodogie und Gesinnungs-Polizei erweisen sich als gebredliche Stützen, sobald die schwere Wolkendecke von 1848 über Europa hereinbrach.

Prinz Wilhelm, jetzt „Prinz von Preußen“, da er bei der Kinderlosigkeit des Königs dessen Nachfolger war, hatte indeß die höheren militärischen Grade und was noch mehr, auch die entprechend Befähigung für dieselben erreicht. Er wurde nun auch öfters zu Staatsgeschäften herangezogen und gewann als Statthalter Pommerns einen Einblick in die politische Verwaltung. Sein verständiger Sinn, sein einfacher, gerader Charakter und seine praktische Religiosität, die ihn auch für die Humanitätsbestrebungen der Freimaurer empfänglich machten, hielten ihn frei von den Verirrungen geistvoller aber charakterlich schwacher Brillantfeuer-Seelen. Und diese geübte Soldatennatur, welche auch den eigenen Geist einer strammen Manneszucht unterwarf, begriff besser die Aufgaben der Zeit, als die Hauptpersonen auf der Staatsbühne, welche keine Handlung zu gestalten vermochten.

Freilich hielt er unerrückbar fest an den Errungenschaften des wohlgegründeten preussischen Heeres und der gesicherten Staatsordnung, mit denen sich die Forderungen des politischen Fortschrittes in Einklang zu setzen hatten. Auch kümmerte ihn bereits durch das Gesträpp klein-dynastischer Sonderinteressen der miltärstärkte Gedanke entgegen, zum mindesten die Wehrkräfte des deutschen Volkes zusammenzufassen, um dieses vor fremden Gewalten zu schützen.

Mit den freireligiösen Tendenzen wurde damals schon sozialistischer Fluglarm über den Rhein geweht, welcher beim Emporkommen von den Weissen nur für schändes Unkraut gehalten, in seiner Bedeutung als unentbehrliches Nahrungsmittel für neue Gesellschaftszustände viel später erkannt werden konnte.

Es wäre für den Charakterforscher eine verlockende Studie, zu verfolgen, wie alle hier berührten, vom Zu-

kunftsbrenge erfüllten Ideen, die konstitutionelle, die deutsch-nationale und die soziale allmählig im Bewandeln des späteren Schrifters heranzreifen, Form und Inhalt gewannen. Wir müssen es uns verlagern, dies hier im Einzelnen darzulegen. Noch konnte sich auch in thätigster Zeit nicht der Thatwille dieses ungeliebten und ungebredenen Mannes erproben.

Das Jahr 1848, welches nur lange zurückgehaltene Volkskräfte zu entfesseln, nicht ihnen Maß und Ziel zu geben wußte, wozu die bisherige Ordnung über den Haufen. König Friedrich Wilhelm IV., von dem Unmarreten über-rastet, versäht in alle Fehler unsterker Gemüthsweichheit, welche im Gemüth und Zurücknehmen nur momentanen Impulsen gehorcht. Die Berliner Volksbewegung, bei der unregelmäßige Freiheitsinstinkte und der Zufall die Hauptrollen spielten, erklärten den Prinzen von Preußen für ihren Gegner, da er nicht gekommen war, den Eintritt in die konstitutionelle Aera mit einer Schmach des Heeres zu erlauben. Thatsächlich hat er mit seinem Gutachten über den Dahlmann'schen Verfassungsentwurf für das deutsche Reich und durch andere verbürgte Aeußerungen bewiesen, daß er ein Verländer für die berechtigten Forderungen des deutschen Volkes besaß und redlich bemüht war, diese mit den dynastischen Ansprüchen zu versöhnen.

Momentan den Haffe der erregten Menge preisgegeben, mußte er auf königlichen Wunsch kurz: Zeit in das Exil nach England ziehen, wo er einen tieferen Einblick in die Werkstat parlamentarischer Arbeit gewann. Zurückgekehrt, sprach er als Abgeordneter für Wirtlich in der preussischen Nationalversammlung, sich offen und unumwunden für das konstitutionelle Prinzip aus.

Die Ordnungslosigkeit deutscher Zustände, der mangelnde Sinn für die historischen und die Machtfaktoren, die den Professoren-Parlament der Frankfurter Paulskirche, führte eine Mißstimmung in den verheißungsvoll begonnenen Einheitsstrebungen herbei. Prinz Wilhelm erhielt die dornenvolle Aufgabe, den süddeutschen Aufstand zu bewältigen, die er militärisch mit Erfolg löste. Er wurde dann Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen, Befehlshaber der Bundesfestung Mainz und erlangte den höchsten militärischen Grad eines Feldmarschalls. In den Verjungen, wenigstens einen Theil der Strandgüter von 1848 für die deutsche Einheit zu bergen, den norddeutschen Unionsplänen, mit denen Preußen täglich scheiterte, hatte er seinen Theil. Die kurzesische und schleswig-holsteinische Frage schienen wenigstens den Austrag des Gemonienkrieges zwischen Preußen und Oesterreich herbeizuführen. Der Prinz von Preußen wurde an die Spitze der mobilisirten Armee gestellt; aber reaktionäre Feigheit noch mehr als die Ungunst der Lage ließen es zu der „politischen Kapitulatio“ in Olmitz kommen. Unmittelbar nach diesem Canossa Preußens wurde der mit dem nationalen Furch beladene deutsche Bundestag noch einmal zu einem kurzen, unwürdigen Scheinleben erweckt.

In Preußen aber zerriff die Mantuffel-Stippe die Konstitution in beliebige Fetzen, hinter denen eine gedanken- und marlose Reaktion hervorlugte, welche nur Weiter-nichtliche Polizeikünste nachzuahmen verstand. Der Prinz von Preußen in seinem militärischen Stillleben kann wieder darüber nach, wie das Schwert Preußens und Deutschlands zu schärfen sei, während die Ministerpräsidenten des Ersten längst auch den deutschen Beruf der Hohenzollern vergeßen hatten und sich von russischen Hochmuth und österrischer Arglist gängeln ließen.

1857 erkrankte der König des kranken Staates an einem schweren Gehirnleiden, das sich bald als unheilbar erwies. Prinz Wilhelm mußte viermal nacheinander auf Warte-quarial die stellvertretende Regierung übernehmen. Endlich als alle Verwickelungsstände der Hofamarena gescheitert, welche mit Recht den neuen Herrscher fürsteten, wurde er am 7. Oktober 1858 durch königliche Ordre mit der Regentenschaft betraut. Ein Ministerwechsel fand statt, welcher den gemäßig liberalen Elementen des Kabinetts Hohenzollern Raum schuf für eine Wirksamkeit, welche Preußen wieder dem modernen Staatsleben und seiner deutschen Mission zurückgeben, es aus selbstverschuldetem Fall erheben sollte.

[Nachdruck verboten.]

Goldene Worte des deutschen Kaisers Wilhelm I.*

Ueber Arme und Marine.

Im Drange einer schweren Zeit wurde unsere Verfassung geschaffen. Der damaligen Volkskraft und Finanzkraft des Staates entsprechend, ist sie im Geffiß ruhmvoller Erfolge festgehalten worden.

Es ist nicht die Absicht, die dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen. Die preussische Armee wird auch in Zukunft das preussische Volk in Waffen sein.

* Autorisierter Abdruck aus der von Dr. Adolph Rohst herausgegebenen Sammlung: Goldene Worte des deutschen Kaisers Wilhelm I. Festgabe zum neunzigsten Geburtstag des Kaisers und Königs. Verlag von Oswald Schmidt, Leipzig-Heubitz.

Sie griff nach der Brust, aus welcher der Athem peisend drang.

„Geben Sie Erbarmen mit dem Kinde! O bitte, nicht in's Balthaus mein Kind! Nicht zu bösen Menschen mein Kind! Er kann ja nichts dast, daß er geboren ist! Und ich dachte, er wäre mein rettender Engel! mein rettender Engel! er würde meine Ehre retten und mein Glück, mein schöner Knabe, und da find ich — seine Frau!“ Sie begann zu röcheln und merkwürdig dunkle Schatten breiteten sich um Augen und Wangen und glitten über die Stirn. Leonie hatte noch niemals sterben sehen; aber sie sah, daß dies der Tod sein würde, und zitterte am ganzen Leibe. Das Kind wurde unruhig und das Zimmer sehr kalt. Sie schloß das Fenster; da machte die Sterbende eine Anstrengung, sich aufzurichten. „Mein Kind!“ keuchte sie. Leonie brachte ihr das Kind und legte sie noch höher, indem sie eine Tischdecke zusammenrollte. Der Kleine froh auf der Mutter herum, versuchte, das Kleid aufzumachen und suchte ihre Brust. „Ach!“ jammerte die Sterbende. „Mein Trostchen mehr! kein Trostchen mehr! Baldo, mein armer Baldo! du hungert!“

„Da kann ich helfen!“ rief die junge Frau in hitzigen Selbstbesessenheit. Sie hatte immer eine kleine Spirituslampe, die sie oft Altes arbeitete, um sich Hitze zu machen. Bald brannte die Lampe und die Milch wurde erwärmt, mit Zucker versüßt und gierig trank das Kind. Die Mutter hob ein paar wunderwolle Augen zu Leonie empor, lächelte und sagte: „Bitte, Mutter sein.“ Die Mutter schickte Leonie zurück und keuchte leise. Dann dreht sie die Augen nach oben, der Mund öffnete sich und der Athem stand still. Leonie überkam das Grauen, das jeden Menschen vor dem ersten Toden überfällt; sie war aber eine Seele, drückte die erstarren Augen zu und weil es ihr nicht gelingen wollte, den Mund zu schließen, hob sie den Kopf, bis das Kind auf der Brust ruhte und so der Mund sich schloß. Die kleinen Hände hatten sich den Weg gebahnt bis zur Mutterbrust, die sie aber fast war, zog sich das rosenrothe Wändchen erschrocken zurück und verzog sich zum Weinen. Leonie aber nahm den Kleinen auf und begann leise zu singen. Sie sang das herrliche alte Lied, das ihr unbekannt auf die Lippen kam: „Mitten wir im Leben sind, Mit dem Tod umfungen.“ Wie Orgelton klang die feste Atmung in den Stimm hinaus, während die junge Frau langsam vor der Todten auf- und niederging, bis des Kindes wunderbare Augen sie nicht mehr unbewandt anstarrten, als könne es sich das Mitleid nicht erklären, und sich in tiefen Schlaf schlössen. Da legte sie es auf den Divan, holte einen feinen weißen Schal, deckte es behutsam zu und legte sich dann hin, um nachzudenken, was zu thun. — Jetzt lag die Blase in ihrer Haut. Sie brachte nur Burchard zu sehen, und er wurde in einer Sekunde blaß, was er im Säugern gesündigt. Alles, was sie in diesen Nacht gelitten, künftige ihr durch's Herz mit heißer Gewalt, was er die Finger gegen die Augen drückte, kam ihm es und lagte und schon sprang sie auf. Da fiel ihr Blick auf die beiden Schlafenden und eine unendliche Zärtlichkeit zog in ihr Herz zu dem Engelsschöpfchen, daß mit glühenden Wangen schlief und im Traume lächelte. Es war doch kein Kind, des Mannes, den sie geliebt und den sie noch liebte, mehr als sich selber. Und sie wollte sich rächen an ihm, durch den graunigen Anblick, der ihr Blut erstarren machte? — Nein, er mußte vordereicht werden. Doch wollte sie das Kind nicht allein lassen. Sie nahm es in die Arme, öffnete leise die Schlafzimmertüre und trug es beim Schein der Nachtlampe in ihr Bett. Dann ging sie um die beiden Betten herum und setzte sich auf den Lagerort, ergriff ihres Mannes Hand und sagte mit ihrer tiefen Stimme: „Burchard!“ Er erwachte, erschrocken, sie noch angeleitet zu sein, fuhr verwortet empor und frag: „Was ist? Ist etwas geschehen?“

„Es ist sehr viel geschehen in dieser Nacht. Da, lies“, sagte sie gelassen, reichte ihm den Brief und zündete ein Licht an, das sie mit dem Vorhang halb verdeckte, um das Kind im Schatten zu lassen. Burchard schmolten die Stirnen hingelassen an. „Und Du glaubst das?“ fragte er gezwungen. Da hob sie das Licht und deutete auf den schlummernden Engel. „Baldo“, rief er; das Kind erwachte, lachte und streckte die Arme nach ihm aus, indem es „Papa-papa!“ rief.

„Kiss! doch meinen Sohn“, sagte Leonie. „Beonie! Du kommst — Du wolltest?“

„Was kann und ich will, so Gott mir beisteht.“ Man sah die Gedankenanstrengungen hinter seiner Stirn wühlen und arbeiten.

Leonie war von einer beängstigenden Gelassenheit, wie eine Norme, die den Faden bricht. Sie wartete ruhig, bis der Sturm in ihm sich soweit legte, daß er das Andere würde hören können. Endlich fand er die Kraft zu sagen:

„Aber wie hast Du es gefunden und behalten?“

„Ich habe es nicht gefunden, sie hat mich gefunden.“

„Dich? Dich hat sie gefunden? Aber sie wußte weder meinen Namen, noch meine Wohnung, noch — noch —“

„Noch daß Du eine Frau habest. Sie suchte Dich, um bei Dir zu sterben.“

„Glaube nicht, daß sie sich umgebracht hat, sie starb an einem Wutsturz in meinen Armen!“

„Er knisterte mit den Zähnen, und ein Zittern ging durch seine knochernen Gestalt. Sie hätte gern etwas gesagt, ihm zu helfen in seiner Qual, aber das konnte sie nicht. Ihr eigenes Leid war zu groß.“

„Wißt Du sie nicht geben?“ fragte sie nach einer Weile, „sie ist ich schön.“

„Papa-papa“, lachte das Kind und schlief ein.

„Beonie“, sagte er und sah das Kind an; „Du bist mein Mutter und mein Herr! ohne Dich würde ich wahnsinnig!“ Er schloß ihre Hand an die Lippen. Sie ließ es geschehen. Dann lag er in seine Kleider, ging ungeschlüssig der Thüre zu und sah sie fragend an.

„In meinem Zimmer, die Lampe brennt, ich bleibe so lange hier.“

Er setzte sich durch den Gang, bis wo die offen gestehene Thüre sichtbar heraussah. Einen Augenblick konnte er sich nicht entschließen, einzutreten, und dann that er es doch und fiel neben der Leiche in die Knie. Der Sturm bröte mit erneuter Heftigkeit, zerbrach einen Baum und schändete seine Krone gegen die Fenster, bevor sie zur Erde fiel. Um Kamin war ein Feuer wie von Hölle geblüht, die einen Säugling höhnen wollten. Lange blieb er dort. Endlich schritt er in das Schlafgemach zurück, bleich zerschütt, ermattet und ihm war bang vor Leonie's Augen. Sie hatte sich zu Bett gelegt und ihr Gesicht in des Kindes Vorden verborgen. Sie that, als schlief sie, um ihm die Pein zu ersparen. Er schlich hinunter in sein Schlafzimmer und wandelte dort auf und ab, bis der Tag graute.

Leonie's Herz hatte kümmlich gepocht, so lange sie ihn bei der Leiche wachte; sie hatte es gegen das Bett hämmern fühlen, bis ihr der Athem verging. Als er ihre Thüre geöffnet, hatte es einen Augenblick stillgestanden und da sich sein Schritt, — der Schritt, auf den sie immer gespannt lauhte, wie eine Braut, den Gang hinunter verlor, war es ihr, als verlöre er sich für alle Zeit und kehrte nie wieder zu ihr zurück. Immer ferner und ferner verhallte er durch das schwügende Haus, die Treppe hinunter. Leonie vergrub ihren Kopf in's Kissen und weinte bitterlich. Es löste sich der eiserne Schmerz, der wie eine Kralle ihr Herz umfange gehalten, aber zugleich auch überfiel sie eine Trost- und Hoffnungslustigkeit, als hörte sie Welt auf, als würde die Sonne nie mehr scheinen. Sie machte sich Vorwürfe, ihn so allein zu lassen in dieser Nacht, aber er war ja mit Herz und Seele bei der Todten. Sie würde ihn sterben. „Alles vorüber! Alles verloren! Lieber Gott! hilf mir doch, daß ich nicht murre wieder Deine Hand!“

Sie, die Willensstarke, Unbeugbare, schloß sich schwächer als ein kleines Kind. Dann richtete sie sich auf und strich das Haar aus der Stirn. „Wer wird denn so elend sein und so feige!“ sagte sie; da fiel ihr Blick auf den kleinen Schläfer. Sie hatte ihn fast vergessen. „O, mein Gott!“ keuchte sie, „Und ich soll Mutter sein!“ Sie that vor Liebe zu ihm; aber ihr Kind hat sie nicht vergessen und ich habe es vergessen, ganz vergessen, das arme kleine Kind! Und es wird „Mutter“ sagen. Schnell muß es lernen, Mutter sagen, daß ich das Wort höre, nach dem ich mich so heiß sehne! Mutter! Mama, vielleicht das lernt es schneller. Aber Mutter sagt mehr! Darf ich denn? Womit kann ich's verdienen, da ich nicht mein Leben dafür eingesezt und keine Weihen erduldet? O ja, ich darf! ich darf! Ich habe mein Leben zerhimmelt, mein Herzblut fortgeweiht, mein Glück verpielt, — ich darf Mutter heißen! Mir bleibt ja weiter nichts auf der Welt, Mutter, Mutter!“ Mit lebensgieriger Zärtlichkeit küßte sie des Kindes kleine Hände und Beinchen, die es im Schlafe frei gemacht und küßte: „Wie schön! wie schön!“ und weinte von neuem.

Da begann der Tag zu grauen und brachte Leonie zu dem Bewußtsein, daß sie handeln müsse, daß die Peine ihr Zimmer betreten würden zum Abstreifen und vor Entsetzen ein Geschrei erheben. Sie ging in die Toilettezimmer, das durch eine Tapetentür vom Schlafzimmern getrennt war, kümmte ihr reiches Haar, rollte es hoch auf dem Kopf zusammen und sprach in's Bad. Wie eine Wiedergeburt umspülte das kalte Wasser ihr heißes Gesicht, ihre matten Glieder. Sie lehnte sich zurück und lächelte, denn ihr war eingefallen, daß sie heute früh einen Zuber nehmen würde, da sie keine Kinderbedenname besah, um den Kleinen Engel zu haben. Ob er wohl strampeln würde im Wasser? Und wie warm man wohl ein Kind wohl badet. Augenblicklich wollte sie sich die besten hygienischen Bücher anschaffen. Wie sie noch so dachte, klang durch das Bläthchen des Wassers und durch das Röcheln und Klatschen des Stromregens ein Stimmchen von drinnen. Sie sprang aus dem Bade, hüllte sich in das Tuch und lief barfuß an's Bett. Da lag der kleine Cherub so roth wie eine Granate und sah sie ganz erkaunt mit großen Augen an. Wie er aber ihr irisches Gesicht küßte, das sich in sein Häkchen verneigte, lachte er und krächte ganz laut. „Gut! Mama!“ küßte Leonie. Da lachte der kleine Schelm und sagte: „Papa!“ Zugleich hatte er mit beiden Händen ihr Haar herunter gerissen und schmitzte die brilligsten Geschlechter, weil es ihm kitzelte. Das Spiel hätte noch länger gedauert, wenn Leonie nicht unten im Hauie Bewegung gehört hätte. Sie fuhr rasch in ihr feines Nachthemd, dessen Spitzensaum ihren schneigen Hals umschloß, und dann in ihren Schlafrock aus milchweißem Cachemire mit weissen Blüth verziert. Einen Augenblick sah sie den Blick an und dachte: „Ob er ihn wohl noch strampeln wird im Bade?“ Dann schellte sie. Keine Spur von Schmerz oder Unruhe war mehr in ihrem Gesicht zu erblicken.

„Mama, sehen Sie, was mir der liebe Gott beiseht hat, soch einen Engel! Es kam eine arme Frau an die Thür gestern Abend spät, und ich sah sie in dem durch-

baren Wetter und ließ sie herein, und da ist sie in meinem Zimmer gestorben! Ich weiß gar nicht, wer es ist, aber sie hat mir ihr Kind vermacht und sagte, es heißt Baldo! Sagen Sie, daß man die Todten unten im Garten-saal aufbahrt, jetzt gleich, ehe der Morgen kommt, und dann machen Sie mir Milch warm für mein Kind!“

Es war heraus, sie hatte gesagt: „Mein Kind!“ und die Lippen brannten nicht davon. Herr Gott! Mein Kind! Es war doch wohl eine Geburt gewesen in dieser Nacht; denn sie war eben so glücklich! Ob er wohl trunken wird? Und ob er schon auf allen Vieren kriecht? Einstweilen rollte sie ihn in den Stößen herum und machte ihn krähen. Und was wird sie ihm wohl anziehen? Es hat ja nur, was es auf dem Leibe trägt. Braucht es noch Windeln? Doch so wenig wie möglich Kleider! es wäre ja jammerschade, die Pracht zu bedecken. Malwine würde wohl wissen. Die aber dachte nicht viel an das Kind, sondern hatte das ganze Haus um die Leiche verjammelt und es in die größte Aufregung hineingeredet, so daß alle meinten, sie wäre dabegewesen.

Burchard hörte den Lärm im Hause, das eilige Hin- und Herlaufen; dann hörte er der Männer regelmäßigen Schritt, die offenbar eine Last an seiner Thüre vorbeitrugen und miteinander flüsterten. Er hatte nicht den Wunsch, seine Zimmer zu verlassen, noch zu schellen, sondern begann seine Toilette, bei der er stets von peinlicher Sorgfalt war. Heute waren keine Bewegungen langsam, als wäre er plötzlich alt geworden. Das Wasser war nicht kalt genug, ihm Haupt und Stirne zu kühlen und den pochenden Schmerz aus den Schläfen zu nehmen. Das Bad erquickte ihn nicht; und die duftenden Gewässer, mit denen er den Bart parfümierte, rochen ihm heute ungenügend. Dann ließ er sich in einen Sessel fallen und bemerkte die Nägel zu glätten und zu feilen, und dabei bäumte sich sein Stolz auf gegen die Stellung, die er seiner Frau gegenüber haben würde. Leonie hatte ihn zerbrochen, Leonie hatte kaltblütig ihm einen Stuhl in die Brust gesenkt und nicht einmal die Hand ausgestreckt nach seiner tödtlichen Wunde. Sie hatte kein Herz, das wußte er längst. Die Andere hatte Herz, die war für ihn gestorben. Die hatte ihn geliebt. Alle bösen Geister waren nach in ihm. Die verfolgenden Furien hießen: Haß, Mißtrauen, Kälte, Unbarm, und sie jagten ihn vor sich her, wie ein Blatt. Er war ihnen ausgeliefert ohne Erbarmen. Der moderne Drest kennt kein Draht und keinen Tempel, darin er Rettung findet und all' seine hohe Bildung und sein vieles Wissen scheucht seine Furie von Schwelle und Lager. Aber dem modernen Drest begehrt ein gültiger Himmel das ewig-Weibliche, gerade wie dem antiken, und darum ging auch jetzt Burchard's Thüre auf und in derselben erschien, vom ersten Sonnenstrahl, der die Wolkenmasse durchbrach, beleuchtet, was er jahrelang als unerreichbaren Traum geahnt, gehofft, erlöst — und aufgegeben: Leonie in ihrem weißen Gewande, von dem Glorienchein ihres Goldhaars umstrahlt, in den Armen das schöne Kind mit des Vaters Augen! Und bevor er aufschauen konnte, hatte er es schon auf dem Schooße und sie kniete vor ihnen und lehnte ihm, Papa's Lippen in den Mund zu stecken und Papa's Tittat an's Leiche Ohr zu halten.

„Ist er nicht entzündet, Burchard? Sieh nur diese Grübchen und diese Bläschen und wenn er den Arm blickt, sieht ein kleines Loch im Ellenbogen und wenn er ein Zäufchen macht, wird kleine Bläschen in der Hand. Und heute Abend müßt Du ihn im Bade sehen! Wir konnten jetzt nicht warten und waren so jungfräulich. Und eben wird ein Bettchen gemacht, das soll neben meinem Bette stehen und fittieren darf ich Niemand außer mir! Nein, nein, sieh nur! Ach Gott! wie schön ist das Kind! Tittat, Baldo. Jetzt will er die Schere haben! was macht man nur, wenn ein Kind etwas nicht haben soll, daß es nicht weint?“

„So plauderte sie fort und fort. Ueber Burchard's ernstes Gesicht lag wiederholt ein leises Lächeln und einmal magte er es sogar, Leonie anzusehen. Sie schien es gar nicht zu bemerken, überhaupt nichts zu denken als das Kind. Einmal näherte er seine Lippen dem Kleinen und berührte seine Wädhchen, als schiente er sich, der Leonie ihn zu küßen.

„Ach! so küßt man ihn nicht!“ rief sie, „da und da und da!“ und hielt ihm die Armdchen, die Beinchen, den kleinen Nacken hin.

„Er duftet so!“ und das Kind lachte, weil der Bart es kitzelte.

Leonie hörte den Leichenwagen und die Schritte im nassen Kies, und sprach desto eifriger von dem Kinde. Aber gerade als sie den Sarg forttrugen, wandte Burchard den Kopf nach dem Fenster und wurde bleich wie der Tod. „Es ist für Alles gesorgt“, sagte Leonie rasch. „Auf Dich fällt kein Schatten!“

„Bis zur Keige sollte er den Ketch der Demüthigung trinken. Sie wollte ihm Alles leicht machen, es kam kein Wortwort und keine Klage. Gerade ihr Schweigen zeigte ihm die Tiefe der Klust zwischen ihnen. Wäre nicht der gottgegebene Engel gewesen, das Leben wäre unrettbarlich geworden. Sobald sie nicht vom Kinde sprachen, versetzten sie in dumpfes Schweigen, das beklommend auf ihnen lastete. Wenn er sagte, er wolle ausgehen, so ließ sie ihn schweigend fort und fragte nie: „Wann kommst Du wieder!“ Sie slog ihm nicht mehr entgegen, wenn er heimkam, ihr unbewußt, denn sie bejaunt sich, wie sie es früher gemacht, damit er sie ja nicht kälter fände. Es war Alles so schwer, nichts ging von selber als die Pflege des Kindes. Dafür schienen alle Mutterinstinnte erwacht. Er war voll zarterer Mitleid für sie, aber eine ganze Scheu hielt ihn von jeder Zärtlichkeit zurück. Sie fürchtete, unangenehm zu sein und that sich Gewalt an, um kalt zu erscheinen.

„Ist er nicht entzündet, Burchard? Sieh nur diese Grübchen und diese Bläschen und wenn er den Arm blickt, sieht ein kleines Loch im Ellenbogen und wenn er ein Zäufchen macht, wird kleine Bläschen in der Hand. Und heute Abend müßt Du ihn im Bade sehen! Wir konnten jetzt nicht warten und waren so jungfräulich. Und eben wird ein Bettchen gemacht, das soll neben meinem Bette stehen und fittieren darf ich Niemand außer mir! Nein, nein, sieh nur! Ach Gott! wie schön ist das Kind! Tittat, Baldo. Jetzt will er die Schere haben! was macht man nur, wenn ein Kind etwas nicht haben soll, daß es nicht weint?“

„So plauderte sie fort und fort. Ueber Burchard's ernstes Gesicht lag wiederholt ein leises Lächeln und einmal magte er es sogar, Leonie anzusehen. Sie schien es gar nicht zu bemerken, überhaupt nichts zu denken als das Kind. Einmal näherte er seine Lippen dem Kleinen und berührte seine Wädhchen, als schiente er sich, der Leonie ihn zu küßen.

„Ach! so küßt man ihn nicht!“ rief sie, „da und da und da!“ und hielt ihm die Armdchen, die Beinchen, den kleinen Nacken hin.

„Er duftet so!“ und das Kind lachte, weil der Bart es kitzelte.

Leonie hörte den Leichenwagen und die Schritte im nassen Kies, und sprach desto eifriger von dem Kinde. Aber gerade als sie den Sarg forttrugen, wandte Burchard den Kopf nach dem Fenster und wurde bleich wie der Tod. „Es ist für Alles gesorgt“, sagte Leonie rasch. „Auf Dich fällt kein Schatten!“

„Bis zur Keige sollte er den Ketch der Demüthigung trinken. Sie wollte ihm Alles leicht machen, es kam kein Wortwort und keine Klage. Gerade ihr Schweigen zeigte ihm die Tiefe der Klust zwischen ihnen. Wäre nicht der gottgegebene Engel gewesen, das Leben wäre unrettbarlich geworden. Sobald sie nicht vom Kinde sprachen, versetzten sie in dumpfes Schweigen, das beklommend auf ihnen lastete. Wenn er sagte, er wolle ausgehen, so ließ sie ihn schweigend fort und fragte nie: „Wann kommst Du wieder!“ Sie slog ihm nicht mehr entgegen, wenn er heimkam, ihr unbewußt, denn sie bejaunt sich, wie sie es früher gemacht, damit er sie ja nicht kälter fände. Es war Alles so schwer, nichts ging von selber als die Pflege des Kindes. Dafür schienen alle Mutterinstinnte erwacht. Er war voll zarterer Mitleid für sie, aber eine ganze Scheu hielt ihn von jeder Zärtlichkeit zurück. Sie fürchtete, unangenehm zu sein und that sich Gewalt an, um kalt zu erscheinen.

„Ist er nicht entzündet, Burchard? Sieh nur diese Grübchen und diese Bläschen und wenn er den Arm blickt, sieht ein kleines Loch im Ellenbogen und wenn er ein Zäufchen macht, wird kleine Bläschen in der Hand. Und heute Abend müßt Du ihn im Bade sehen! Wir konnten jetzt nicht warten und waren so jungfräulich. Und eben wird ein Bettchen gemacht, das soll neben meinem Bette stehen und fittieren darf ich Niemand außer mir! Nein, nein, sieh nur! Ach Gott! wie schön ist das Kind! Tittat, Baldo. Jetzt will er die Schere haben! was macht man nur, wenn ein Kind etwas nicht haben soll, daß es nicht weint?“

„So plauderte sie fort und fort. Ueber Burchard's ernstes Gesicht lag wiederholt ein leises Lächeln und einmal magte er es sogar, Leonie anzusehen. Sie schien es gar nicht zu bemerken, überhaupt nichts zu denken als das Kind. Einmal näherte er seine Lippen dem Kleinen und berührte seine Wädhchen, als schiente er sich, der Leonie ihn zu küßen.

„Ach! so küßt man ihn nicht!“ rief sie, „da und da und da!“ und hielt ihm die Armdchen, die Beinchen, den kleinen Nacken hin.

„Er duftet so!“ und das Kind lachte, weil der Bart es kitzelte.

Leonie hörte den Leichenwagen und die Schritte im nassen Kies, und sprach desto eifriger von dem Kinde. Aber gerade als sie den Sarg forttrugen, wandte Burchard den Kopf nach dem Fenster und wurde bleich wie der Tod. „Es ist für Alles gesorgt“, sagte Leonie rasch. „Auf Dich fällt kein Schatten!“

Der Resonanzboden war geborsten und darum konnte ihre Ehe keinen harmonischen Klang mehr geben. Jeder Griff in die Saiten von noch so zarter Hand schrittete und klang falsch und das ewig Unbelobene wußten ihnen noch immer düstere Engländer, durch die Blide und Worte unverständlich waren.

(Nachdruck verboten.)

Freiheitsbäume.
Von Ditomar Beta.

In alten Zeiten waren Bäume, wie im Orient die Tiere, Gegenstand der Anbetung. Die Myrthe und die Linde waren der Venus, der Vorber dem Apollo geweiht, die Eiche dem Jupiter — auch in Altgermanien war die Eiche der heilige Baum des Wotan, ihr Schwarzer, die Mistel, war Fots', des Gottes der Finsternis. Er erschöpf mit einem Mithelpfel den Gott des Lichtes Baldur. Die Druiden, id. h. Baumandener, hielten unter Eichen ihren Gottesdienst — christliche Leute kamen aus America, wo sie mehrere Jahre vor der französischen Revolution Gegenstand siller Verehrung waren.

Auch in Frankreich blühten sie schon vor 1790, in welchem Jahre aber so zu sagen eine Art Freiheitsbaummanie ausbrach. M. Nordet de la Chassagnat, Pfarer in Saint Gaudier, bei Civray, jetzt Nieme, ließ eine Eiche fällen und pflanzte sie auf dem Marktplatz auf — die Pfarer, oder Jeuiten wenigstens waren bekanntlich immer die ersten Revolutionäre, wenn die Regierung nicht nach ihrer Pfeife tanzte — und hielt in ihrem Schatzen Volksreden, die erste am 1. Mai. Der König hatte dem Adel entgegen konstitutionelle Municipalitäten geschaffen und somit zu Nebenveranlassung gegeben. Vorläufig wirkten diese das Besse. Man schloß Frieden in der Gemeinde, Arm und Reich, alte Widersacher und religiöse Feinde verbrüdereten sich unter dem Baum zu Civray und die Devote, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit stammte von diesem Friedensbaume her.

Das Beispiel wirkte ansteckend, der Moniteur selbst gab dazu Anlaß. Wohlmeinend aber schwach! Durch Phrasen wird keine Freiheit geschaffen. Ganz Frankreich pflanzte Freiheitsbäume. Eine Religion entstand. La patrie, das Vaterland, war oberste Gottheit, die arbes de la liberte galten als Kirche und ihre Aufriehung war oberster Aktus.

Es waren nicht immer Bäume. Einfache Stangen, beträngt und mit Nuten geschmückt, dienten demselben Zweck, zumal in Paris. Man umtanzte sie — auch Goethe, die Stollberge, Herder und sonstige Weimaraner machten die Mode mit, mehr des Tanzens wegen — man sprach Ca ira, die Carmagnole dazu, Generale, Volksvertreter, Pfaffen, Bürgermeister, Stadtvorordnete und Magistratsmännchen, Dienstmänner, Kneipiers und Stiefelpuger sammt und sonders Hand in Hand wie die Kinder beim Ringel-Ringel-Rosenkranz. Es war eine Zeit des Brütens so zu sagen, man wußte noch nicht, welcher Vogel aus dem Ei hervorgehen würde, und der Polizeipräsident von Paris suchte sein Heil darin, solche Tänze höchstgenügend mitzumachen. Der verarmte, plebejisch-bettelhafte, mit Privilegien überhäufte, „absolute“ Grundadel war der gemeinsame Feind, und der Maß gegen ihn vereinigte alle Klassen der Gesellschaft unterm Freiheitsbaum.

Aus dem Tanz um den Freiheitsbaum wurde ein Nausch, der auf allen freien Plätzen sich breit machte. Ganz Frankreich bekam die Tarantella und errichtete sich jenen blutigen Altar dieses Kultus, die Guillotine. Es war kein Aufhalten mehr auf dem abschüssigen Wege, dafür sorgten die verblumpten, überjubelten, ins zahllose sich vermehrenden „Mittelschichten“, die sich Royalisten nannten und ihre Pfeife mit dem Fegen der Loyalität verdeckten. In knabenhaftem Uebermut begann diese Partei des Mitrocypalentums die Freiheitsbäume zum Gegenstand ihres schändlichen Spottes zu machen, denn sie suchten ihre Verdringung darin, nächstlicher Weise dieselben zu bebuhlen, zu zerhacken und mit Schwefelsäure zu besprengen. Freilich auch Priester hielten sich solche Dinge zu Schulden kommen lassen, wobei dieselben Jeuiten, die sie aufpflanzten und welche die Revolution wollten, mit der Revolution nach wraher Schablone rechneten.

Denn es war vorauszu sehen, daß das Volk sich diese Schändung seiner Heiligthümer nicht würde gefallen lassen. In Rouen wurden zwanzig sogenannte Royalisten, welche eine weiße Kofarde an den Freiheitsbaum genagelt und zu Charakterisierung dieses ihres Emslens die größten Beuhelungen vorgenommen, vor Gericht gestellt und neun derselben zum Tode verurteilt.

Ein andermal vertrieben die „Royalisten“ mit Waffengewalt das Volk — Republikaner genannt, und zwar so lange bis es selber an das Zutreffen dieser Bezeichnung glaubte — und stimmten zuerst eine Kagenmusik, nachher ein Beben unter dem so eroberten Freiheitsbaum an. Man hatte allerdings „im Namen des Volks“ — das doch nichts will als Duldbarkeit — alle Kirchen geschloffen.

Im Jahre 1793, wo die Bewegung und Verhöhnung ihre Früchte zeigte, standen in Paris nicht weniger als zweihundert Freiheitsbäume mitten in den Straßen und in ganz Frankreich gegen sechsigtausend. Sie wurden von den Kommunen unterhalten. Das Volk schmückte sie mit Wänden und Blumen, dort legte man den Bürgereid ab, dort hielt man den rationalistischen, „Gottesdienst“ für die Bürger. Die Bürgerinnen zogen meist mehr den irrationellistischen vor, nahmen aber fälschlich, Der Baum in den Straßen hatte noch eine andere erquickende Bedeutung.

Paris war eng, düster, schmugig. Baustellen und Miethsmüher hatten es eingeengt bis zur Unerträglichkeit. Deshalb sagt Regaire, ein Schriftsteller jener Zeit: „Diese Bäume sind das einzig Erquickende in unsern finstern Gassen; wir sehnen uns nach Licht und Luft und Farbe. Vielleicht sind diese Freiheitsbäume der Anfang zu einer Stadtreformation und wird man in späteren Zeiten den Mai mit dem November nicht mehr verwechseln.“

In den meisten Fällen pflanzte man wirklich Bäume, die da sie vielfach ausgingen, ersetzt wurden. Das geschah auf Befehl des Magistrats, ja, die Nationalversammlung vom 3. Pluviose — 21. Januar — 1794, machte die Erhaltung und Neupflanzung obligatorisch. Allen guten Bürgern empfahlen wir die Pflege dieser Freiheitsbäume, damit unter der Regide der Republik keine Kommune ohne einen solchen sei. Es wurde in demselben Erloß empfohlen, den Jahrestag der Hinrichtung des unglücklichen Königs Louis XVI. unter den Freiheitsbäumen zu feiern.

In Amiens hatten die „Royalisten“ einen solchen Baum gefällt, darauf schrieb André Dumont, der „Kommissionär“ der Nationalversammlung, einen Brief an das Volk. Der todt Baum wurde mit Trauerorden und unter Begleitung von bewaffneten Sansculottes feierlich zum Thore hinausgetragen und begraben und ein neuer gepflanzt. Daß natürlich über alles dies der eigentliche Zweck der Revolution, der Gedanke, der ihr die Berechtigung gab, verloren ging, ist klar. Man wollte die Nation vom Druß des Adels befreien, d. h. von Druß eines verachteten Grundbesitzes. Die Fäuers der Pariser Revolutionsstiche hatten aber nichts dahin zielendes. Der Grund und Boden wurde zum Nationaligentum erklärt und dann meistens jener Finanziers wieder an Private nach altem Wasser verkauft. Frankreich schloß jetzt unter einer Billon Francs Hypothekensumme und steht sich durch den Code Napoleon, der die äufferste Barzelleitung und Verschwendung des Grund und Bodens beendete, zum Eintrüderhsten gezwungen.

Die französische Revolution wurde befruchtet von ihren nahen Zielen abgelenkt, indem man der kriegerischen Eitelkeit, dem Gloriadünkel der keltischen Waise schmeichelte. Der Aristokratenadel Bonaparte war der Mann, der die Absteigungsmede am besten verstand. Seine Arme vermaß ihre heimlichen Aufgaben und trug den Freiheitsbaum nebst allgemeiner Emanzipation und Bucherfreiheit bis in das Herz Asiens. Selbst am Negeel in der heißen Sonne Afrikas pflanzten die Colonisten einen Freiheitsbaum und fanden der Nationalversammlung einen Gruß: „Wir brennen vor Eifer. Wir haben uns verlammt und einen Freiheitsbaum an derselben Stelle aufgerichtet, wo früher der infame Skavenhandel betrieben wurde.“ Die Revolution hat mit dieser Freiheit aller Welt befreit, schade, daß es mit dieser Freiheit nicht weit her war. Heute florirt unter französischem Scepter die Kautschuber auf Mauritius und Réunion am so mehr.

In Genf vereinigten sich Schweizer und Franzosen und errichteten an arbes de liberte et fraternite. Das machte man nun in Paris nach, wo man auf dem place du Carroussel dann eine Pappel neben einer Eiche pflanzte, je einen für Freiheit und Brüderlichkeit. Die Pappel war besonders beliebt, wegen ihres populären Namens populus.

Unter Napoleon starben diese Bäume meist eines natürlichen Todes, einige, die der Baumwuth nicht gewichen waren, ließ der blöde Bourbon im Jahre 1815 anstocren. Und der Bürger-König Louis Philippe, der Nachfolger des Bourbonen Charles X., ließ dagegen polizeiliche Hegerchen anstellen, um die etwa der Polizei bisher entgangenen Freiheitsbäume neu einweihen zu lassen. Das war im Jahre 1830, und da man keine fand, pflanzte man einige neue. In der Revolution 1848 tauchte demnach ein alter Baum wieder auf, der angeblich ein Freiheitsbaum gewesen sein sollte. Es war in Marzelle, wo darauf hin eine große Festivität anstach und ein junger Bart von neuen Freiheitsbäumen angelegt wurde, der nachher, was öffentliche Unsicherheit anbrachte, die Rolle des Berliner Humboldtbaums spielte. Napoleon III. interessirte hat sich mit diesen Revolutionsgedenken nicht weiter befaßt.

Ein sehr einlamer, jetzt halb fünfzig Jahre alter Freiheitsbaum steht in Würffel, wo 1830 die Pflanzmanie grassirte, als nämlich Belgien zu seinem und unserm Schreden von den Niederlanden losgerissen wurde. Der eine Baum vor dem königlichen Palaß dürfte der letzte der Möstiger sein. Ob man sein 50 jähriges Jubiläum feiern wird — ?

Bei uns in Preußen hat man auch Erinnerungsbäume, auch Freiheitsbäume zu nennen; das siegreiche Ende der „Freiheitskriege“ und der Franzosenherrschaft signalisirend.

Die jüngsten Siege von Sedan und Paris haben eine neue Auflage derselben zur Folge gehabt. Fast in jedem Orte, wo die Ehne des Vaterlandes nach mehrjährigen Strapazen und Gefahren unter Jubel, Glodenklang und Blumenregen eingeholt wurden, steht auch wohlgepflegt ein solcher Freiheitsbaum — eine Friedensleiche. Aber es gibt noch viele andere Erinnerungsbäume von bedeutenden Männern gepflanzt, namentlich Friedrich Wilhelm IV. hat sich als fleißiger Baumplanzer ausgezeichnet. Er zog förmlich als Pfleger im Lande umher. Der edle fromme Sinn, der ihn dabei befezte und der im Hause Hohenzollern ebenio traditionell ist, wie die Liebe zur Natur, zu Gottes Schöpfung spricht sich in folgenden Versen aus, welche an einem Tulpenbaum im Brangel- oder Schloßpark zu Stetig zu finden sind:

Ein halb Jahrhundert ist dahingegangen,
Zeit mich gewandt; des letzten Königs Land;
Und noch er blüht, darauf ruht Gottes Segen,
Doch bin ein Reichen ich durch's ganze Land.

Die bunten Blätter, die zum Sech sich einen,
Ende Ginde, die sich fallen früh und spät,
Und da nur Eult den Blüten ward als Sprache,
So buten sie zum Himmel ihr Gebet.
Du Herr, der Du die Vögel lenkst und Winde,
Von fern im Rauch halt' alle Sorgen fern,
Doch er in reichen Sonnenchein erquickend,
Und nie erblühte eines Glüdes Stern.
Datirt Stetig 15. Okt. 1855.

Seidem ist manche Sonne aufgegangen und hat die Erfüllung jener in Versen ausgesprochenen und in Wundemüßt alljährlich den Himmel gesandten Wünsche gebracht, des Preukentönigs Kaiser-Kronung — die Krönung eines Schüdes, welches das ganze deutsche Volk umfaßt und unter seine Hut nimmt, eines Freiheits- und Friedensbaumes, der Wurzel geschlagen hat in allen deutschen Herzen. Möge er grünen und neue Blüten treiben vom Jahr zu Jahr.

Mannigfaltiges.

Stälar- und Semifäklarstare.
März 1887.

- 14. 14. März 1887. Geb. zu Würzen Christian Schöttgen-Deutscher Philologe und Schulmann, jetzt Rector der Preukenschule in Dresden, hervorragend durch seine Gelehrsamkeit auf keltischen, orientalischen und theologischen Gebiete, gest. in Dresden am 15. December 1751.
- 15. 15. März 1887. Gest. Kaspar Debiarius (von der Dlewig), geb. 10. August 1536 zu Gerboren am Weilerwald, Reformator der Wals, verstarb 1559 während mit Bogorios Ursinus den Heidelberger oder Pfälzer Katholizismus.
- 16. 16. März 37. Gest. der römische Kaiser Tiberius, geb. 42 v. Chr., wurde der Herrscher des Reichs Augustus und von ihm adoptirt, regierte ihn 14—37 auf den Thron, regierte gramam, und sich allen Maßschwierigkeiten hin, wurde zuletzt, schon im Sterben liegend, im Bett erstickt.
- 19. 19. März 1787. Geboren zu Schaffhausen Emanuel Guvier, literarischer Geschichtsschreiber, zuerst Theologe in seiner Vaterstadt, trat 1814 zum Katholizismus über, erhielt eine Stellung als Dozent und Bibliothekar in Wien, schrieb verchiedene Geschichtswerke, gest. 27. August 1865 in Graz.

„Kleine Blumen, kleine Blätter.“

Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Ware es dem Menschen möglich, alle Religionen, auch die unbedeutendsten und unvollständigen, zu verlängern, so würde er ganz Oberflächlich werden, und sein Inneres wäre dabei.

A. W. von Schlegel.

Als aus Ehen verbannt untröstlich Eua sich hürnte,
Schenkte der Herr ihr das Kind, daß sie der Tränen weggeh.

Emanuel Geibel.

Giebt sonder Leistungen um und um,
Eind freis ihr eigen Publikum.

Gustav Legerloh.

Gononym von Verthold Arnau.

Wer es hat, ob Frau ob Mann,
Aberwärts besuchen tau;
Lindchen ist's, das muß ich sagen,
Wem's von Frauen wird getragen.

Silben-Aufgabe von Marie Krütgen.

Nach stehenden Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren An- und Endlaute, von oben nach unten gelesen, sagen, was jeder Patriot wünscht.

- 1. Dorf im Regierungsbezirk Potsdam. 2. Sandwischinsel. 3. Stadt in Mexiko. 4. Stadt in Egypten. 5. Heiliger Berg. 6. Reformator. 7. Römischer Richter. 8. Wichtige Ueberlieferung. 9. Stadt in Sardinien. 10. Ein dünner Gelehrter. 11. Fluß. 12. Bild. Name. 13. Stadt in Ungarn. 14. Fluß im Darz. 15. Jahreszeit. 16. Fülligkeit. 17. Blume. 18. Bewegung der Planeten. 19. Oper. 20. Grafschaft in Wales. 21. Werkzeug zur Bewegung der Folysenge.

Räthsel von M. Richter.

seht	zur	rath	mit	au	die	bei	ne
den	du	nen	that	wie's	eig'	den	man
doch	doch	frem	sahst	frem	gen	lust	dem
auf	eig'	du	langt	die	last	als	isdel
um	leicht	wiel	den	schmerz	ver	eig'	das
zu	mußt	dem	trägt	ne	fers	der	bei
end	der	nicht	auch	ganz	sich	eig'	nen
trau'	bangt	sich	wind	die	dir	ne	bleibt

Lösung aus Nr. 10.

Räthsel: Der Glodenknengel.

Gerechtheden.

Es ist nur eine richtige Lösung eingegangen und zwar von R. S. in S.

